In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 179. **Posen, den 7. August 1928.** **2. Jahrg.**

Copyright Carl Duncker Verlag, Berlin 1927.

Scarlett Trent.

Der Roman eines starken Mannes.
Von Ernst Philipps.

32. Fortsetzung. (Nachdruck untersagt.)

„Wenn ich Sie recht verstanden habe, Herr Trent, wollen Sie Ihr Konto bei uns aufgeben?“

„Ja, das ist meine Absicht.“

„Wir würden sehr bedauern, Sie verlieren zu müssen.“

„Das haben Sie sich selbst zuzuschreiben,“ antwortete Trent ingrimmig. „Sie haben Ihr Aeußerstes getan, mich zu ruinieren — Sie und der Gauner da Souza, der mir Ihre Bank empfahl. Wenn es Ihnen gelungen wäre, die Aktien heute oder morgen auf den Markt zu werfen, so wissen Sie sehr gut, welches die Folgen gewesen wären.“

„Ich versichere Sie, Herr Trent, daß Sie sich in einem Irrtum befinden,“ erklärte der Direktor liebenswürdig. „Unser Brief war allerdings ein wenig kurz gehalten. Wollen wir ihn nicht lieber als ungeschrieben betrachten? Wir nehmen dann die Aktien wieder ins Depot, und Sie behalten Ihr Geld.“

„Ich denke nicht daran. Eher ließe ich mir den Kopf abhacken!“ gab Trent unwirsch zurück. „Sie haben Ihr Geld und ich meine Anteile. Sie sehen mich hier nie wieder.“

Auf diese Weise trotzte Trent allein und mit Aufbietung aller seiner Kräfte vierundzwanzig Stunden lang den mächtigsten Trust-Baisse-Spekulanten, die sich je gegen eine Gesellschaft verschworen hatten; von allen Seiten hatte man ihn bestürmt, Gewißheit über die Gültigkeit der Forderungen zu bekommen. Er hatte sie alle beruhigt entlassen. Aber als sich der Tag seinem Ende zuneigte und er jeden Pfennig, den er besaß, ausgegeben hatte, schien es ihm fast unmöglich, noch einen Tag länger leben zu können.

Da kam am anderen Tage eine glänzende Nachricht aus Bekwando. Eine Menge Gold war gefunden worden, bevor man noch einen Schacht gegraben hatte, und ein Expert, von dem man bisher noch nichts vernommen, telegraphierte ein begeistertes Gutachten. Diejenigen, die ihre Bekwando-Aktien behalten hatten, schwenkten vergnügt das Morgenblatt und liefen mit strahlenden Mienen auf der Börse umher.

Der Kurs der Aktien stieg schnell. Trent wurde nicht mehr belästigt.

Mit den Spekulanten trieb man gewaltigen Spott. Nachmittags, bei Börsenschluß, hatte Trent hunderttausend Pfund verdient, und jeder betrachtete ihn als eine der Stützen des Geldmarktes.

Da erst begann er zu spüren, wie stark die durchgemachte Spannung gewesen war. Sein Blick war fest und heiter geblieben. Ueberall in der City hatte er sich gezeigt. Seine Kleidung war sorgfältiger als sonst gewählt worden. Um seinen Mund hatte ein leichtes Lächeln gespielt. Niemand hatte seine innerliche Angst bemerkt; niemand gewußt, daß er die Nacht in einem kleinen Hotel außerhalb der Stadt verbracht hatte, wohin er abends um neun Uhr noch zu Fuß gegangen war. Er besaß nicht einmal einen Vertrauten, selbst der Kassierer wußte nicht, woher die hohen Summen kamen, die er nach allen Seiten ausgezahlt hatte. Aber als alles vorüber war, ließ Trent sich von seinem Wagen nach Haus bringen. Er schloß sich in sein Zimmer ein, zog die Jacke aus und warf sich mit einer großen Zigarre im Mund auf den Diwan.

Dem Diener hatte er strenge Anweisung gegeben, niemanden vorzulassen, und er blieb allein, wie oft es auch klingelte. Doch während er so dalag, mit halbgeschlossenen Augen die Marter der letzten Stunden noch einmal in Gedanken durchlebte, hörte er eine Stimme, die ihn jäh aufspringen ließ. Ihre Stimme — jetzt schon! Er schlüpfte eiligst in seine Jacke und öffnete die Tür. Irene und Hauptmann Francis standen in der Halle. Auf eine einladende Bewegung hin traten beide ein. Irene sah erregt aus, ihre Augen funkelten.

„Wo ist er?“ rief sie ungestüm. „Ich weiß alles. Ich will ihn sehen!“

„Das wird davon abhängen, ob er imstande ist, Sie zu empfangen,“ entgegnete er kühl.

Er klingelte dem Diener. „Bitten Sie Schwester Fuller einen Augenblick herunter,“ befahl er.

„Er ist also hier im Hause!“ rief Irene. Aber Trent antwortete nicht.

Die Schwester trat ein.

„Wie geht es dem Patienten?“ erkundigte sich Trent.

„Er hat uns viel Mühe gemacht,“ war die vielsagende Antwort. „Die ganze Nacht hat er furchtbar getobt, und heute morgen ist er sehr erschöpft. Ist das die Dame, Herr Trent, von der Sie sprachen?“

„Das ist die Dame, die, wie ich Ihnen erzählte, den Kranken besuchen würde, sobald Sie es für ratsam hielten.“

Die Pflegerin machte ein bedenkliches Gesicht:

„Der Arzt ist gerade bei ihm, Herr Trent,“ erklärte sie. „Ich werde lieber erst seine Meinung einholen.“

Trent nickte, und sie verschwand.

Wieder waren sie sich allein überlassen. Irene und Francis blieben wie absichtlich abseits stehen. Trent sprach kein Wort.

Wenig später kehrte die Schwester zurück.

„Der Arzt hat seine Untersuchung noch nicht abgeschlossen. In einer halben Stunde jedoch kann die Dame kommen.“

Wiederum blieben sie allein. Trent durchquerte das Zimmer und blieb vor dem Paar stehen.

„Bevor Sie zu Ihren Vater gehen, gnädiges Fräulein, muß ich Ihnen eine ausführliche Erklärung geben.“

XLI.

Irene musterte ihn gelassen; aber in ihrem regungslosen bleichen Antlitz las er sein Urteil.

„Ist das noch erforderlich, Herr Trent? Es gibt so vieles zu erklären, wie Sie es ausdrücken, daß die Aufgabe selbst für jemanden Ihres Redetalentes hoffnungslos erscheint.“

„Ich werde Sie nicht allzulange belästigen. Das Wort des einen muß mindestens ebensogut sein wie das Wort des andern — und Sie haben ja meinem Feind," mit einem Blick auf Francis —, „Gehör geschenkt." Francis zuckte die Achseln.

„Ich versichere Sie, daß ich absolut keine Feindschaft für Sie hege. Meine Meinung ist Ihnen bekannt. Ich habe mir nie Mühe gegeben, sie abzuleugnen. Aber ich bestreite, durch irgendwelche persönlichen Gefühle ein Vorurteil gegen Sie zu haben."

Trent tat, als habe er seine Worte nicht gehört. „Was ich Ihnen zu sagen habe," fuhr er zu Irene gewandt fort, „will ich Ihnen sagen, bevor Sie Ihren Vater sehen. Ich werde mich so kurz wie möglich fassen. Ich führe Sie zehn Jahre zurück, da ich ihm in Attra begegnete und wir zusammen eine Expedition rüsteten. Schon damals war Ihr Vater gesundheitlich ein Wrack, der niemandem Böses zufügte, aber im Begriff war, sich durch übermäßigen Alkoholgenuß zugrunde zu richten. Von unseren Ersparnissen kauften wir unsere Ausrüstung und die Geschenke, die das Ziel unserer Expedition erforderte, und zogen nach Bekwando. Die ganze Arbeit blieb mir allein, und mit großen Schwierigkeiten gelang es mir, die von uns begehrte Konzession zu erhalten. Ihr Vater verbrachte seine Zeit mit Trinken und Kartenspielen, wenn ich mich zu spielen bereit erklärte. Das Uebereinkommen betreffs der Gewinnverteilung war von mir aufgestellt worden — das stimmt. Aber damals hat er es nicht beanstandet. Ich war ohne Familienanhang, und er ließ mich in dem gleichen Glauben, daß er mit seiner Verwandtschaft vollkommen gebrochen habe. Um diese Zeit erschien Hauptmann Francis zum ersten Male auf der Bildfläche. Er fand Ihren Vater halb betrunken vor, und als er unseren Vertrag las, verhehlte er mir nicht, wie er darüber dachte. Er glaubte, daß ich Ihren Vater sich zu Tode trinken ließ, damit alles in meine Hände käme. Wahrscheinlich hat er Ihnen das auch gesagt — doch ich bestreite die Wahrheit seiner Ansicht nachdrücklich. Gerade das Gegenteil ist der Fall: Ich bot alles auf, was in meinen Kräften stand, ihn vom Trinken abzuhalten.

Auf dem Rückwege erkrankte Ihr Vater, und unsere Träger ließen uns im Stich. Wir wurden von den Eingeborenen verfolgt, denen die Erteilung der Konzession leid geworden war. Ich mußte öfter mit ihnen kämpfen — einmal standen sechs gegen mich, während Ihr Vater bewußtlos zu meinen Füßen lag. Es ist wahr, ich habe ihn im Busch zurückgelassen, aber ich tat es auf sein eigenes Drängen hin und weil ich ihn sterbend glaubte. Es war meine einzige Rettungsmöglichkeit — und ich habe von ihr Gebrauch gemacht. Ich entkam und erreichte Attra. Dann mußte ich mir von einem gewissen da Souza Geld leihen, um nach England kommen zu können, und hier in London mußte ich ihn zu meinem Teilhaber machen, um die Gesellschaft zur Ausbeutung der Konzession gründen zu können.

Eines Tages geriet ich mit ihm in Streit — an dem Tage, da ich Sie zum ersten Male kennen gelernt hatte, und vernahm nun zum ersten Male, daß Ihr Vater noch am Leben sei. Ich reiste nach Afrika, ihn zu holen. In großer Angst um sein Vermögen, folgte mir da Souza; denn wenn Ihr Vater erhielt, was ihm gehörte, verlor er die Hälfte seines Vermögens. Ich fand Ihren Vater krank und in nur teilweisem Besitz seiner Geisteskräfte. Ich tat für ihn, was in meiner Kraft stand und ging auf eine Expedition ins Innere des Landes in der Absicht, ihn bei meiner Heimkehr mitzu[illegible]men. Inzwischen erholte er sich etwas und kam [illegible] den Einfall, selbst nach England zu reisen, bevor ich zurück war. Auf diese Weise fiel er in die Hände des ihn beobachtenden da Souza, der sehr gute Gründe hatte, ihn verborgen zu halten. Ich rettete ihn noch rechtzeitig vor einem sicheren Tode, brachte ihn in mein Haus und ließ Aerzte und Pflegerinnen kommen. Sobald er Besuch empfangen konnte, würde ich Sie hergebeten haben. Ich muß gestehen, daß ich seine Existenz verheimlichte, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil unsere Gesellschaft dadurch juristisch unmöglich gemacht worden wäre. Ich mußte doch auch an die Interessen unserer Aktionäre denken. Aber schon vor Wochen entwarf ich einen Vertrag, von mir unterzeichnet, demzufolge Ihrem Vater ein gleich großer Anteil wie mir an dem Unternehmen zusteht. Dies ist die heilige Wahrheit, und obwohl es keine Geschichte ist, auf die ich stolz zu sein brauche, sehe ich doch nicht ein, wie ich anders hätte handeln sollen. Wollen Sie mir glauben oder geben Sie dem Zeugnis wider mich Recht?"

Irene wollte antworten, doch Francis unterbrach sie mit einer Handbewegung.

„Meine Darstellung habe ich hinter Ihrem Rücken abgegeben," sagte er kühl, „und es ist daher nicht mehr als gerecht, sie vor Ihren Ohren zu wiederholen. Ich habe Fräulein Wendermot erzählt, daß ich Sie in Bekwando kennen lernte und auch den Vertrag mit der Bestimmung, daß der Ueberlebende alles erben sollte. Ich machte Fräulein Wendermot darauf aufmerksam, daß Sie in der Blüte Ihres Lebens standen, sich der besten Gesundheit erfreuten, während ihr Vater dagegen bereits am Rande des Grabes stand und dem Alkohol ergeben war. Ich erzählte auch, daß ich falsches Spiel vermutete und später den alten Mann aus der Hand der Wilden befreite. Ich erzählte ihr, daß er bei Ihrer Ankunft in Afrika verschwand und Sie mir noch vor einigen Tagen sagten, seinen Aufenthaltsort nicht zu kennen. Dieses war meine Darstellung der Angelegenheit, und ich überlasse das Urteil Fräulein Wendermot."

„Das ist mir recht!" rief Trent wild. „Ihre Darstellung stimmt, was die Tatsachen betrifft, aber sie ist lügnerisch zusammengesetzt. Sie haben mich so schwarz wie möglich gemacht."

Sein ganzes Leben lang war er ihr dankbar für den Blick des Vorwurfs, den sie ihm unwillkürlich zuwarf, als sich ihre Augen begegneten. Aber dann wandte sie den Kopf, und sein Herz wurde kalt.

„Sie haben mich betrogen, Herr Trent. Es tut mir leid, daß Sie mich so enttäuscht haben."

„Und Sie — sind Sie selbst ohne Schuld? Haben Sie denn nie vermutet, daß Ihr Vater vielleicht noch leben könne? Sie haben durch Herrn Cuthbert meine Mitteilung erhalten. Sie wußten von dem Brief, den mir Ihr Vater mitgegeben hatte; ich traf Sie Tag für Tag, nachdem Sie wußten, daß ich Ihres Vaters Teilhaber gewesen war. Und nicht ein einziges Mal gaben Sie mir zu verstehen, daß Sie etwas über ihn hören wollten. Was muß ich aus alledem schließen — was muß ich von Ihnen denken?"

„Ihr Urteil über mich, Herr Trent, ist völlig belanglos," sagte Irene ruhig. „Es läßt mich durchaus kalt. Aber dies sei Ihnen gesagt: Wenn ich mich Ihnen nicht zu erkennen gab, so geschah es nur aus einem Gefühl des Mißtrauens Ihnen gegenüber. Ich wollte die Wahrheit erfahren und setzte für sie alles aufs Spiel!"

„Also war Ihre Freundschaft Lüge!" rief Trent blitzenden Auges. „Ich war für Sie nichts anderes als ein Verdächtiger, der zu bespitzeln und zu verraten war!"

Sie schwankte unschlüssig, antwortete aber nicht.

Die Schwester klopfte an die Tür. Mit gebieterischer Bewegung zeigte Trent auf den Ausgang.

„Gehen Sie — beide! Sie können mich verdächtigen und verleumden, soviel Sie wollen. Dem Himmel sei Dank, daß ich nicht den Kreisen angehöre, in denen die Männer statt eines Herzens einen Stein in der Brust tragen und die Frauen mit dem Gesicht eines Engels lügen!"

Die beiden verließen das Zimmer. Hinter ihnen brach Trent in seinem Stuhl zusammen. —

Und oben schluchzte Monty, die Arme um seine Tochter geschlungen.

(Schluß folgt.)

Des Primaners Blumenstrauß.

Von Hans Mende.

Die Kitz ist ein langes, sechzehnjähriges Mädel, dem das bissel Bubihaar immer wirr um Nacken und Stirn hängt, das nie stille steht und immer zu tun hat, immer auf zwei, nicht gerade kleinen Füßen unterwegs ist. Sie ist nicht schlechthin ungraziös, nur noch ein wenig unausgewachsen und im Werden, voller unlogischen Widerspruchsgeistes und tatenfroher Angriffslust. Im übrigen ist sie die Tochter eines Arztes, der im Hause über uns wohnt, und ist wohl vor einigen Monaten aus der Schule entlassen.

Unfreiwillig wurde ich Zeuge ihres ersten Erlebnisses, denn eines Tages kam das Mädchen herein und sagte, ein junger Mann wünsche mich zu sprechen. Ich ließ bitten.

Da kam ein junger Mann in Breeches und Pullover, einen Blumenstrauß in der Hand, und sagte, er bäte, ich solle diesen Blumenstrauß meinem Fräulein Tochter abgeben. Er hätte sie gestern zum erstenmal gesehen und sie hätte einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht. Nun ist meine Tochter erst v i e r Monate alt und macht lediglich Eindruck auf ihre glücklichen Eltern.

„Es dürfte sich wohl um einen Irrtum handeln," sagte ich, „vielleicht meinen Sie die Kitz?"

Er wurde ganz lebhaft. „Fräulein Kitz, natürlich, bitte sehr."

„Ja, die wohnt aber gar nicht hier, da müssen Sie sich schon eine Etage höher hinaufbemühen."

Er dachte gar nicht dran, sondern sah mich freundlich an.

„Wenn Sie die Liebenswürdigkeit haben wollten. Ich weiß nicht, ich habe plötzlich nicht den Mut."

Er war tatsächlich sehr jung und rührte mich. Ich versprach es und wollte das Mädchen damit beauftragen. Man hilft natürlich jungen Leuten. Man hat's selbst durchgemacht. Der junge Mann verschwand.

Am Abend fand meine Frau den Blumenstrauß. Frauen sind in einer gewissen Beziehung mehr als eigenartig. Sie kaute eine Zeitlang an ihrer Idee herum und behandelte mich während dieses Vorgangs höflich, aber kühl. „Von wem beziehst du die Blumen?" fragte sie scheinbar gleichgültig.

„Ich beziehe überhaupt keine Blumen," sagte ich.

„So, und der Strauß in der Diele?"

„Der ist von einem jungen Mann für die Kitz abgegeben worden."

„Hier? Für die Kitz? Das glaubst du ja selbst nicht. Ueberhaupt ist es eine Ungeheuerlichkeit, das unschuldige Kind vorzuschützen, wenn du Liebessendungen bekommst. Das halte ich für unerhört."

Sie stand auf und begann hin und her zu gehen.

Das schlug dem Faß den Boden aus. Ich sandte das Mädchen hinauf und ließ durch einige Zeilen bitten, die Kitz möchte doch so freundlich sein und herunterkommen. Jetzt sollte die Sache ein Ende haben, und die mich beleidigten, sollten Abbitte tun. Für seine Freundlichkeit noch Aerger und Verdruß, dafür dankte ich.

Die Kitz kam.

„Kitz," sagte ich, „wissen Sie, daß neulich ein junger Mann für Sie Blumen abgegeben hat?"

Kitz bekam einen roten Kopf.

„Quatsch," sagte sie.

Meine Frau grinste schadenfroh und wandte sich ab.

„Kitz," ermahnte ich, „tun Sie nicht so, Sie wissen es ganz genau. Ihr Erröten hat Sie verraten. Und im übrigen sind wir ja ganz unter uns. Wer war der feurige Don Juan?"

Da legte Kitz los. Was ich mir erlaube? Sie sei eine solche Behandlung nicht gewöhnt, und diese verdammten Blumen sollte ich mir gefälligst in die Suppe tun. Sie sei nicht gewillt, meine scheinheiligen Ausschreitungen durch eine Lüge zu decken. Meine Frau habe ganz recht, wenn sie, wie es scheine, böse sei. Wenn man verheiratet sei, so schenke man keine Blumen mehr.

Und was dergleichen mehr ist.

Gegen Abend begann meine Frau zu packen. Scheinbar wollte sie weg. Mit mir sprach sie kein Wort mehr. Ich aber bin ein Gemütsmensch. Ich hielt diese wehmütige Stimmung nicht aus, nahm Hut und Stock und ging. Auf der Straße fühlte ich ganz genau, daß meine Frau mir nachsah, aber ich war nun doch zu stolz, um mich umzudrehen. Langsam und versunken in Gedanken schlenderte ich den Weg zum Stadtpark hinunter.

Es ist eigenartig im Leben, daß die Geistesfrucht mancher Stunde ihrem inneren Erlebnis wenig angepaßt ist. Und, so fiel mir denn auf einer Parkbank eine Plauderei ein, die ich vor ein paar Tagen gelesen hatte. Ich dachte hin und her, und erst als ich ins Zimmer trat, fiel mir der Grund meines Fortgehens wieder ein.

Ich blickte nach meiner Frau und traute meinen Augen nicht: meine Frau sah mich zärtlich an.

„Kitz war hier," sagte sie.

„Und?" warf ich barsch ein.

„Sie hat gestanden, daß sie mit einem Primaner eine Verabredung getroffen hatte. Er sollte unter einem Vorwand den Blumenstrauß hier abgeben. Das hieß, daß man sich im Zoo trifft. Hätte er den Blumenstrauß oben abgegeben, so wäre die Verabredung hinfällig gewesen. Ja, ja, die Kinder."

*

An einem Sonntagvormittag traf ich Kitz im Tiergarten.

„Nett von Ihnen, daß Sie schließlich der Wahrheit die Ehre gegeben haben."

„Sie brauchen gar nicht so zu tun," sagte Kitz.

Ich machte ein erstauntes Gesicht.

„'n Mann hat immer was auf dem Kerbholz," belehrte sie mich.

„Sagen Sie mal, was macht denn Ihr Primaner?" wich ich aus.

„Das ist es ja eben. Die Männer taugen alle nichts. Vater hat mächtig geschimpft."

„Hat er's rausgekriegt?"

„Natürlich."

„Wie denn?"

Sie schwieg und sah zu Boden. „Haben Sie's ihm selber erzählt?"

„Nein. Gestern kam eine Rechnung."

„Rechnung?"

„Jawohl, Rechnung für einen Blumenstrauß!" . . .

Liebe, kleine Kitz, wir sind quitt! — — —

Weibliche Eigenart.

Von Dr. Helene Klein.

Je unbestimmter ein Begriff ist, desto bestimmender pflegt er in bedeutungsvollen Menschheitsfragen zu wirken. So hat auch der Begriff der weiblichen Eigenart, so ungeklärt er stets war, dennoch von jeher allen fortschrittlichen Bestrebungen auf dem Gebiet der Frau — in Studium, Beruf, Zuteilung von Rechten und Pflichten — eine Schranke gesetzt. Und wenn diese auch allmählich immer mehr zurückrückte, so steht sie dennoch auch heute noch aufgerichtet da und versperrt den Weg ins Freie oder erschwert ihn zum mindesten.

Namentlich in Schulfragen sollte ja stets der weiblichen Eigenart Rechnung getragen werden. Man nahm dabei an und tut es teilweise noch immer, daß diese Eigenart in einer weniger gründlichen wissenschaftlichen Ausbildung bestehe und im Kochen, Schneidern und in ähnlichen Dingen. Die Wichtigkeit hauswirtschaftlicher Kenntnisse soll keineswegs geleugnet werden, obgleich der neuzeitliche praktisch vereinfachte Durchschnittshaushalt gewiß nie mehr die Rolle eines die Frau gänzlich ausfüllenden und zeitraubende Vorbereitungen erfordernden Berufs spielen wird. Im übrigen haben es die Verhältnisse in und nach dem Weltkrieg mit sich gebracht, daß häufig auch Männer manche häusliche Obliegenheiten selbst verrichten müssen, die früher stets weibliche Hände für sie besorgten. Man findet das nicht mehr lächerlich, denkt aber ebensowenig daran, allfällige von Männern erworbene hauswirtschaftliche oder manuelle Geschicklichkeit der männlichen Eigenart zuzurechnen.

Es mag ja vielleicht die frühere, in unserem Kulturkreis jahrhundertelang gepflogene Art der Arbeitsteilung zwischen Mann und Frau glücklicher gewesen sein als der heute in sämtlichen Berufen tobende, von beiden mit gleicher Hartnäckigkeit geführte Konkurrenzkampf. Aber diese früheren Zustände mußten eben ihrer eigenen Unzulänglichkeit und der wirtschaftlichen Not unserer Zeit zum Opfer fallen. Es sind ja nun auch tatsächlich fast alle Berufe den Frauen eröffnet. Dennoch werden immer wieder Stimmen laut, die auf die weibliche Eigenart, der die eine oder die andere Betätigung nicht angemessen sei, hinweisen.

Man sollte doch annehmen, daß Gründlichkeit und Logik, die ja anerkanntermaßen zur männlichen Eigenart gehören, die eindeutige und klare Festlegung eines Begriffs v o r seiner grundlegenden Anwendung erfordern würden. Eine solche Festlegung dürfte allerdings hier ihre Schwierigkeiten haben, da es sich ja nicht nur um Physiologisches, sondern um Psyche und Intellekt der größeren Hälfte aller menschlichen Individuen handelt. Auch in dem engeren Kreis unserer Kulturstufe kann heute, so kurze Zeit nach Befreiung der Frau aus jahrhundertelanger Enge, noch nicht entschieden werden, welcherlei Neigungen, Fähigkeiten und Mängel einer so überwiegenden Mehrzahl von Frauen gemeinsam sind, daß man sie als allgemein weibliche bezeichnen dürfte.

Der Begriff der weiblichen Eigenart jedoch, mit dem heute noch immer so vielfach operiert wird, ist im Grunde nichts als eine schematische Fiktion, die aber den Zweck einer solchen, ein Problem durch Hervorhebung des Wesentlichen zu vereinfachen, in diesem Falle durchaus nicht erfüllt. Was hier hervorgehoben wird, ist ja nur die Geschlechtszugehörigkeit, besagt aber gar nichts über irgendwelche notwendig mit ihr verknüpften Eigenschaften, aus denen weitere Folgerungen für Schule und Leben gezogen werden könnten. Einzig und allein, wenn man die Frau in ihrer Eigenschaft als M u t t e r betrachtet, kann mit Fug und Recht von weiblicher Eigenart gesprochen werden. Hier allerdings greift das Physiologische zutiefst ins Psychologische hinein. Aber eben aus dieser Verwobenheit erwächst der Frau die Kraft, die vielleicht den Ausgleich für ihre schwächere Physis zu bilden vermag.

Was unsere künftigen Mütter an praktischen Kenntnissen in Kinderpflege und allem damit Zusammenhängenden benötigen und worin man sie sicherlich — womöglich in Pflichtkursen —

unterweisen soll, das bildet eine zwar unumgänglich nötige, keineswegs aber ausreichende Grundlage für die hohe Aufgabe, die ihrer wartet. Hier aber, und hier allein, tritt weibliche Eigenart tatsächlich in Erscheinung — jene angeborene Gefühlsgenialität, mit der die Frau ihre Mütterlichkeit ausströmt nicht nur auf eigene Kinder, sondern auch auf alle jene Menschen, die in den Bannkreis ihrer sorgenden Liebe treten. Diese Mütterlichkeit, dieses Höchste, Einzigartige, wird durch Kochen und Schneidern nicht gefördert, durch Latein, Griechisch, Mathematik nicht gehemmt!

Und da es nun einmal in unserer Zeit das Los der Frau geworden ist, sich geistige und materielle Unabhängigkeit im Wettkampf mit dem Manne zu erringen, so ist es die Aufgabe von Schule und Erziehung, die weibliche Jugend genau so wie die männliche ausschließlich nach individueller Veranlagung für den Kampf ums Dasein auszurüsten. Mit einer „Vermännlichung" der Frau, wie sie jetzt in so mannigfachen absurden Formen zutage tritt, hat das nichts zu schaffen. Snobbistische Nachahmung des Mannes in Kleidung und Gebaren bildet eher das Gegenteil zu allen ernsten Bestrebungen.

Allerdings ist nicht zu leugnen, daß der mütterliche Strom, der unsere Kulturwelt durchflutet, ein wenig zu verebben beginnt. So sehr dies auch unserm derzeitigen Lebensgefühl widerstrebt, so gibt doch das Zusammentreffen dieser Erscheinung mit jener andern zu denken, die — wenn auch unbewußt — demselben Ziel zuzustreben scheint. Daß die Frau mit dem Verlust der ihr vom Manne angedichteten Eigenart auch ein wenig an Reiz für ihn verliert, ist wohl nicht zu bezweifeln. Welchen Einfluß es aber noch weiter auf die erotischen Beziehungen der Geschlechter ausüben kann, wenn Schutzbedürftigkeit auf der einen Seite und überlegene Ritterlichkeit auf der andern einander nicht mehr gegenüberstehen, das ist noch gar nicht abzusehen. Und es erhebt sich die Frage, ob die Entwicklung, die diese Dinge jetzt bei uns zu nehmen scheinen, sich nicht vielleicht auf einer Linie bewegt, die von der Natur selbst einer alternden, überspitzten Kultur vorgezeichnet ist.

Ob dieser Weg nicht vielleicht zu einer Regeneration auf der Grundlage qualitativer Höherwertigkeit von Mann und Weib bei quantitativer Menschheitsabnahme führt, — wer wollte das entscheiden?!

Die Alte mit dem Fläschchen.

Nicht das Seitenstück, sondern das Gegenstück zu der Heldin der Musset'schen Erzählung „Die Alte mit dem Fäßchen" ist eine Greisin gewesen, die Mittelpunkt einer tragikomischen Geschichte war, deren Schluß eine Beleidigungsklage vor einem Münchener Gericht wurde.

In der Nähe von Nürnberg war während des Krieges eine alte Frau zugezogen und hatte sich ein Landhaus erworben. Sie lebte sehr zurückgezogen, hüllte sich in Lumpen, litt jedoch augenscheinlich keine Not. Nur — wie das so üblich ist — mit einem Rudel Katzen gab sie sich ab und schaute die Honoratioren des Ortes über die Schulter an. Keineswegs protzte sie aber mit Vermögen. Sie tat im Gegenteil ärmlich, war dabei stolz, leistete sich auch gelegentlich teuere Leckerbissen und ließ hin und wieder so ganz nebenbei verlauten, daß man heutzutage nicht zeigen dürfe, etwas zu besitzen, weil die Menschheit so schlecht geworden sei.

Da lernte sie einst ein Mädchen kennen, das in vornehmen Häusern gedient und sich mit einem Mechaniker verlobt hatte. Diese beiden jungen Leute waren nun in Zukunft die einzigen Menschen, die im Hause der alten Dame verkehrten, und ihnen gegenüber wurde sie zutraulich. Sie erzählte, daß sie früher in Aegypten und Südamerika gelebt und ein großes Haus geführt habe, in dem Leute von Weltruf verkehrt hätten. Die Inflation habe auch ihr Vermögen dezimiert, doch habe sie immerhin genug, um sorglos leben zu können. Die wenigen Jahre, die sie noch zu leben habe, wolle sie gut verleben und was übrig bleibe, sollten dann Menschen erben, die sie lieb gewinne, da sie Angehörige nicht besitze. Manchmal legte sie auch ihren Schmuck an, eine Halskette aus vielen schwarzen Blättchen und dazu Haarspangen mit gewaltigen Edelsteinen besetzt, die sie als antik bezeichnete und den Halsschmuck aus Platina bestehend.

Der junge Mann rechnete aus, daß der Platinaschmuck allein einige Tausend Mark wert sei und beschloß mit seiner Braut, sich das Wohlwollen der mysteriösen Alten zu sichern. Sie kargten denn auch nicht mit Geschenken für den leiblichen Genuß, vor allem mit gutem Schnaps, den die Frau sehr liebte. Schließlich kam sie aus dem Rausche nicht mehr heraus und eines Morgens wurde sie tot im Bette aufgefunden. Der Arzt stellte Herzlähmung fest. Den Spendern des seligen Lebensabends wurde nun aber eine große Enttäuschung zuteil: das Haus war überschuldet und der Platinaschmuck erwies sich als ein Plunder, wie er von „Zigeunern" auf Markenfesten getragen wird. Immerhin hatte das Brautpaar die Freude, keine Kosten bezahlen zu brauchen. Sch

Gedenktage.

7. August.

Der Dichter der „Aegyptischen Königstochter". Wenn es der Sinn eines „Gedenktages" sein soll, sich einer Persönlichkeit zu erinnern, deren Werk noch heute lebendig ist oder neu belebt zu werden verdiente, so brauchte man gewiß nicht anzumerken, daß am 7. August 30 Jahre seit dem Tode des viel gelesenen Georg Ebers verstrichen sind. Aber man nimmt doch Kenntnis davon, um festzustellen, daß auch hier wie in so vielen anderen Fällen die viel umstrittene 30jährige Schutzfrist zu einer Zeit erlischt, da der geschätzte Autor endgültig tot und nicht mehr zu erwecken ist. Dabei war Ebers zu seiner Zeit einer der meistgelesenen Autoren und seine Werke waren gewiß „Bestsellers" ihrer Tage — sofern man sich nicht damals schon darauf beschränkte, sie aus den Leihbibliotheken zu holen. Immerhin schreibt H. Steinhausen in seiner witzigen, scharfen Kritik „Memphis in Leipzig oder G. Ebers und seine Schwestern" (1880), daß dieser letztgenannte Roman in wenigen Wochen drei Auflagen erlebte, und rasch in mehr als 20 000 Exemplaren verkauft war. — Georg Moritz Ebers war am 1. März 1837 in Berlin geboren. 1870—89 wirkte er als Professor der Aegyptologie in Leipzig und machte Forschungsreisen nach Aegypten. Der Wunsch, seine wissenschaftlichen Forschungsergebnisse weitesten Kreisen bekannt zu machen, führte ihn dazu, einigen gelehrten Veröffentlichungen die historischen Romane folgen zu lassen, die alsbald hohe Auflagen erzielten: „Eine ägyptische Königstochter" (1864), „Narda" (1877), „Homo sum" (1878), „Die Schwestern" (1879), „Serapis", „Die Nilbraut", „Kleopatra" u. a. Daneben schrieb er auch Erzählungen aus dem bürgerlichen Leben Deutschlands und schließlich 1892 die Geschichte seines Lebens. Besten Absichten entsprach doch keine dichterische Fähigkeit der Charakteristik und vor allem der sprachlichen Gestaltung. Wenn irgendwo, so läßt sich an den Werken dieses Autors erkennen, daß es die Form, die Sprache ist, die den Dichter macht und die allein ihn bewahrt, der verdienten Vergessenheit anheimzufallen.

Aus aller Welt.

Neues aus Paul Kellers „Bergstadt" (Bergstadtverlag Wilh. Gottl. Korn, Breslau 1. Monatl. 1,50 Rm.): Aus dem reichen Inhalt des Augustheftes der von dem bekannten schlesischen Romandichter Paul Keller herausgegebenen vielseitigen Familienzeitschrift „Die Bergstadt" sei nur einiges hervorgehoben. Ueber die „Neuesten Ausgrabungen in Rom", die zu sehr bedeutenden Entdeckungen geführt haben, berichtet in einem illustrierten Aufsatz Dr. August Köster vom Archäologischen Institut in Rom. Vom „Walfang im Roßmeer", seinen Gefahren und seiner wirtschaftlichen Bedeutung plaudert in einem außerordentlich interessanten, reich illustrierten Beitrag der Hamburger Schiffsarzt Dr. Sepp Backer. Kärntens Schönheit feiert Dr. Herbert Stifter in einem mit wunderhübschen Landschaftsaufnahmen geschmückten Aufsatz, während Jakob Eifler den Lesern kennzeichnende Proben des „Europäischen Kunstgewerbes" in Bild und Text vorführt. Eine Kamerajagd auf Murmeltiere, diese scheuen Bewohner der Alpen, schildert Hans Hipp. Die Erinnerung daran, daß wir in diesem Jahre auf „Eintausend Jahre deutscher Ostmark" zurückblicken können, ruft Dr. Franz Lüdtke in einem von heißer, vaterländischer Gesinnung erfüllten Beitrag wach. Die Frauen werden mit besonderem Interesse den Aufsatz „Die Frau und der Sport" von Dr. med. Lizzie Hoffa lesen, die manches Neue zu diesem so zeitgemäßen Thema zu sagen weiß. Von den erzählenden Beiträgen des Heftes nennen wir die Novelle „Händels Reise nach Lübeck" von Felix Janoske, die diesen vor kurzem verstorbenen schlesischen Dichter als liebenswürdigen Fabulierer und feinsinnigen Humoristen zeigt: Paul Kellers Räubergeschichte „Im Sieh dich für!", eine lustige Maskerade, die dem Dichter Gelegenheit gibt, seine übermütige Laune und seinen herzerfrischenden Humor spielen zu lassen; die Fortsetzung des fesselnden Romans „Die Welt im Winkel" von Heinrich Zerkaulen, in der der junge Held an der Enttäuschung seiner ersten großen Liebe zum Manne wird; und endlich die tiefsinnige Spatzengeschichte „Märchen" von Ré-Lā, ein Deckname, hinter dem sich die Frau eines unserer bekanntesten Romanschriftsteller verbirgt. Nicht unerwähnt bleiben soll ferner der „Bunte Bogen" mit seinen Anekdoten und Kurzgeschichten und seinen Proben aus neuen Büchern. Die schönen Kunstblätter machen im Verein mit den vielen, zum Teil in Tiefdruck wiedergegebenen Bildern des Textes das Heft, dessen Reichhaltigkeit und Vielseitigkeit Beachtung verdient, zu einem Fest auch für die Augen.

Fröhliche Ecke.

Rache. „Verzeihung," tritt Pemmel zu dem Kinoportier, „ist das Programm heute gut?" — „Daß ich nicht kichere," sagt der Portier. „So einen Mist habe ich in meinem ganzen Leben noch nicht gesehen. Ein schauderhafter Kitsch!" — Pemmel ist unsäglich verblüfft: „Was? Sie machen Ihr eigenes Kinoprogramm schlecht? Wenn ich das Ihrem Chef sage, dann wird er Ihnen sofort kündigen!" — „Das hat er vor einer halben Stunde schon getan," sagt der Portier.

Der kluge Baby. „Schau, wie brav dein Brüderchen ist," meinte das neue Fräulein den dreijährigen Fritz, „kaum fang ich an zu singen, schläft er ein." — „Tut er ja gar nicht, Fräulein, er macht nur so, damit Sie aufhören!"

Ein Diplomat. „Wissen Sie eigentlich, daß Ihr neuer Schwiegersohn vor Schulden kaum aus den Augen gucken kann?"

„Mein Gott, warum haben Sie denn das nicht vor der Hochzeit gesagt?"

„Weil er mir auch fünftausend Zloty schuldet."